Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Bündner Seminar-Blätter**

Band (Jahr): **8 (1890)**

Heft 10

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweizerische Blätter
für
Erziehenden Unterricht.

Der „Bündner Seminarblätter“
VIII. Jahrgang.

Begründet und bisher herausgegeben von a. Seminardirektor Theodor Wiget
und nun fortgesetzt von
Institutsdirektor Gustav Wiget in Rorschach und Seminardirektor Paul Conrad in Chur.

№ 10. Frauenfeld, 15. Oktober 1890. 1889/90.

Die Schw. Bl. f. Erziehenden Unterricht erscheinen jährlich zehn mal, je auf den 15. eines Monats (ausgenommen Juli und August) in Nummern von zwei Bogen und kosten, portofrei geliefert, 3 Fr. per Jahr für die Schweiz und 3 Mark für die Länder des Weltpostvereins. — Insertionspreis der durchgehenden Petitzeile 30 Rp., für das Ausland 30 Pfg. — Abonnements nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen entgegen, sowie der Verleger J. Huber in Frauenfeld.

Bitte.

Die Leser dieser Zeitschrift, welche in der Verbreitung derselben uns gütig unterstützen wollen, bitten wir höflich, uns Adressen zu nennen, an welche sie zur Einsichtnahme versandt werden könnte.

Da die „Blätter für erziehenden Unterricht“ keine politische Partei hinter sich haben, mit der sie in ein gegenseitiges Dienstverhältnis treten könnten, so sind sie eben darauf angewiesen, sich an diejenigen zu wenden, die mit einer rein pädagogischen Erörterung pädagogischer Fragen einverstanden und im Hinblick auf die berufliche Förderung, die sie vielleicht von den Blättern empfangen haben, auch geneigt sind, etwas zur Verbreitung derselben beizutragen.

All diesen Getreuen unter unsern Lesern sagen wir zum voraus herzlichen Dank.

Unsere Rezensenten aber, die mit der Besprechung der ihnen zugesandten Bücher noch ausstehen, mahnen wir mit 2. Timotheus 4, 21: *„Tut Fleiss, dass ihr noch kommet vor dem Winter.“*

Und die verehrlichen Mitarbeiter, die in diesem Jahre gefeiert haben, bitten wir mit 1. Korinth. 14, 1: *„Fleissiget euch geistiger Gaben.“*

Und diejenigen unter unsern Lesern, die das Zeug in sich fühlen, am Aufbau und Ausbau der neuen Pädagogik mitzuarbeiten, fordern wir mit Matth. 5, 16 auf: *„Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten.“*

Die ethischen Ideen verdeutlicht an klassischen Exempeln.

Von Gustav Wiget.

(Fortsetzung.)

6. Die Idee des Wohlwollens.

Das Charakteristikum dieser Idee ist schon im Namen angedeutet. Es handelt sich beim Wohlwollen um ein Wollen, welches das Wohl eines andern zu seinem Gegenstand hat. Das ist indessen nur eine Worterklärung, die leicht missverstanden werden kann, wenn man nicht auch das Willensverhältnis kennt, das dieser Idee zu grunde liegt.

Welches ist dieses Grundverhältnis? Es handelt sich abermals um zwei Willen. Aber diese beiden Willen sind nun nicht mehr in *einem* Bewusstsein eingeschlossen, wie es bei der Idee der innern Freiheit sein *muss*, und bei der Idee der Vollkommenheit sein *kann*, sondern sie sind auf zwei Vernunftwesen verteilt. Setzen wir nun voraus, der eine Wille kenne den andern Willen oder glaube ihn zu kennen, er wisse, dass jener nach einem bestimmten Ziele strebt und dass es ihm zur Befriedigung, zum Wohl gereicht, wenn er es erringt, zum Uebel, wenn er es nicht erreicht, so ist ein Verhältnis beider Willen denkbar, das folgende doppelte Form haben kann. Entweder widmet sich der Wille A dem Willen B, als wäre er sein eigenes Wollen, er tut, was in seiner Macht liegt, dass jener sein Ziel erreiche und das gewünschte Wohl erlange oder dem gefürchteten Uebel entgehe. Oder aber, er stösst den fremden Willen zurück, er wünscht, dass B die Befriedigung seines Wollens nicht erreiche und dem gefürchteten Uebel nicht entgehe. Und kommt B doch ans Ziel, so empfindet es A als ein Leid, oder umgekehrt empfindet er Freude, wenn das Uebel doch über jenen hereinbricht. Die erste Form bezeichnen wir als *Wohlwollen;* dasselbe tritt uns im Leben entgegen als *Herzensgüte* und *reine Liebe* und *gefällt* unbedingt. Die zweite Form nennen wir *Uebelwollen;* sie äussert sich als *Neid, Schadenfreude, Bosheit* und *missfällt* unbedingt.

Das Musterbild aber resultirt wiederum aus dem positiv wohlgefälligen Verhältnisse; es ist die ***reine Hingebung*** *an einen fremden Willen.* Das ist das charakteristische Merkmal. Das Wohlgefallen oder Missfallen hängt nämlich nicht davon ab, ob der fremde Wille, dem man sich widmet, auch *richtig* vorgestellt werde; es braucht nicht einmal ein *wirklicher* Wille zu sein, dem man sich hingibt, es kann auch ein *gedachtes,* ein *künftiges* Wollen sein, das man zu fördern oder zu hindern sucht. Das Wohlgefallen ruht einzig und allein auf der *reinen, uninteressirten, selbstlosen Hingabe an das fremde Willensbild,* so wie das Missfallen auf der *unmotivirten Zurückstossung* desselben. Es darf das

Wohlwollen aus keinerlei Nebenabsichten hervorgehen. Der Wohlwollende darf sich nicht fragen, ob aus der Verwirklichung des fremden Willens für ihn selber Vorteil oder Nachteil entstehe. Jede derartige Rücksicht würde die Reinheit der Gesinnung trüben, und das Grundverhältnis wäre aufgehoben, wenn man ein fremdes Wollen förderte, weil man dabei für sich etwas sucht oder auf Gegenseitigkeit rechnet. Das wäre nicht Wohlwollen mehr, sondern Klugheit und Berechnung.

Das ist der Fall bei König Thoas in Gœthes „Iphigenie.“ Er hat Iphigenien Wohl bereitet; als einer „Gottgegebnen kam er mit Ehrfurcht und mit Neigung ihr entgegen, und Tauris war ihr hold und freundlich, das jedem Fremden sonst voll Grausens war“ (I. 2). Aber Thoas hat das getan, um Iphigeniens Neigung zu erwerben; er hat sich ihr gewidmet, nicht um ihre Zwecke zu fördern, sondern weil ihre strahlende Schönheit, vielleicht auch der Adel ihrer Seele, sie ihm begehrenswert erscheinen liess. Nicht selbstlose Güte, sondern begehrende Liebe hat ihn getrieben; die Schönheit der Gesinnung ist verwischt, und Iphigenie empfindet Widerwillen, weil Thoas, „was sich nicht geziemt, statt ihres Dankes, sie erwerben will“ (IV. 2).

Durch egoistische Motive getrübt ist auch das Wohlwollen des Jünglings im „Kampf mit dem Drachen.“ Wohl sagt er:

„Und wenn der Morgen dämmernd kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da fasste mich ein wilder Gram
Und ich beschloss, es frisch zu wagen.“

und an einer andern Stelle:

„Denn heiss erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz.
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten,
Und ich beschliesse rasch die Tat.“

Aber es ist nicht das echte, reine Wohlwollen im Sinne unseres Grundverhältnisses, das hier den Jüngling beseelt hat. Nicht für andere, sondern seinetwegen ist er vor allem in den Kampf gezogen. Ihn trieb der Unmut und die Streitbegier, ihn lockte der Ruhm, zu bestehen, was keiner bestanden. Das Wohl, das aus dem glücklichen Gelingen seines Wagnisses dem Lande erwachsen würde, kam dabei erst in zweiter Linie in Betracht; darum beruft er sich umsonst auf seine Herzensgüte, um seines Herzens Ungehorsam zu rechtfertigen. Der Ordensmeister lässt sich nicht täuschen.

„Dich hat der eitle Ruhm bewegt“

spricht er; und damit ist des Jünglings Wohlwollen gerichtet.

Hieher gehört auch der Hermann des IV. Gesanges in „Hermann und Dorothea.“ Es klingt wie die reinste Menschen- und Vaterlandsliebe, wenn er zur Mutter, die nach dem Grunde seiner Tränen sich erkundigt, sagt:

„Wahrlich, dem ist kein Herz im ehernen Busen, der jetzo
Nicht die Not der Menschen, der umgetriebnen, empfindet.
— — — — — — — — — — — — — —
Was ich heute gesehn und gehört, das rührte das Herz mir
— — — — — — — — — — — — — —
Liebe Mutter, ich sag Euch, am heutigen Tage verdriesst mich,
Dass man mich neulich entschuldigt, als man die Streitenden
— — — — — — — — — — — auslas.
Ja, mir hat es der Geist gesagt, und im innersten Busen
Regt sich Mut und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben und andern ein würdiges Beispiel zu geben!“

Wer müsste, durch „diese Worte verführt und diese bedeutenden Reden“, Hermann nicht loben und seinen „Entschluss nicht als den edelsten preisen?“

Aber die Mutter tadelt ihn nur, denn sie kennt ihn besser und weiss, er hat ganz andere Motive. — Und so ist es auch. — Ihn treibt nicht Patriotismus, ihn treibt unglückliche Liebe; ihn rührt zumeist nicht die allgemeine Not, ihn rührt vor allem sein eigenes Leid; nicht um dem Wohl des Ganzen sich hinzugeben, will er dem Feind sich entgegenstellen, sondern um ein Leben nicht länger zu leben, das ihm freudlos und fruchtlos erscheint; er ist nicht Patriot aus Liebe zu Heimat und Vaterland, er ist Patriot aus Lebensüberdruss; das Grundverhältnis des Wohlwollens ist gestört, der Wert der Gesinnung eingebüsst.

Aber auch das Uebelwollen muss unmotivirt sein, soll es absolut missfallen. Gewiss ist viel Neid und Missgunst, viel Hass und Schadenfreude unter dem Menschengeschlecht, aber selten ohne Motive; das unmotivirte Uebelwollen kennzeichnet den Unmenschen; beim Menschen ist die Bosheit, die Grausamkeit und teuflische Lust doch meistens motivirt.

In „Gœtz von Berlichingen“ sind es Adelheid und Weislingen, die Gœtz alles Böse wünschen. Die Befreiung Gœtzens durch Sickingen (IV. 4) erfüllt sie mit Wut; das Wohl, das Gœtz widerfährt, empfinden sie als ein Uebel.

„Das ist verhasst“

sagt Adelheid;

„Ich hab' die Zähne zusammengebissen“

antwortet Weislingen.

„Ein so schöner Anfang, so glücklich vollführt, und am Ende ihn auf sein Schloss entlassen! Der verdammte Sickingen.“

Umgekehrt freut sich Weislingen (V. 5) über Gœtzens Niederlage; er fordert die Reiter auf, sich durch den Regen und die Nacht nicht abhalten zu lassen, ihn zu verfolgen, bis sie ihn haben.

„Und wenn ich dich habe! — Es ist noch Gnade, wenn wir heimlich im Gefängnis dein Todesurteil vollstrecken!“

Die Gesinnung beider ist schändlich; aber reines Uebelwollen ist es nicht; sie steht nicht ausser Zusammenhang mit ihren eigenen Plänen. Adelheid verspricht sich aus Gœtzens Untergang einen Vorteil für ihre Güter und Weislingen Ruhe vor den Vorwürfen seines Gewissens:

„So verlischt er vor dem Andenken der Menschen, und du kannst freier atmen, törichtes Herz.“

Ein anderes Beispiel! In „Maria Stuart“ begegnet in der 4. Szene des III. Aktes „Hass dem Hasse.“ Die Königin Elisabeth triumphirt über ihre Nebenbuhlerin Maria, die flehend ihr zu Füssen liegt:

„Ihr seid an eurem Platz, Lady Maria,
Und dankend preis ich meinen Gott,
Der nicht gewollt, dass ich zu euren Füssen
So liegen sollte, wie ihr jetzt zu meinen.“

Aus ihr spricht Schadenfreude, bittrer Hohn:

„Bekennt ihr endlich euch für überwunden?
Ist's aus mit euren Ränken? Ist kein Mörder
Mehr unterweges? Will kein Abenteurer
Für euch die traurige Ritterschaft mehr wagen?
— Ja es ist aus, Lady Maria. Ihr verführt
Mir keinen mehr; die Welt hat andre Sorgen“ —

Und den Neid, der ihr Inneres erfüllt, hüllt sie äusserlich in stolze Verachtung:

„Das also sind die Reizungen, Lord Lester,
Die ungestraft kein Mann erblickt, daneben
Kein anderes Weib sich wagen darf zu stellen.
Fürwahr, *der* Ruhm war wohlfeil zu erwerben!
Es kostet nichts, die *allgemeine* Schönheit
Zu sein, als die *gemeine* sein für *alle*.“ —

Die Gesinnung ist schändlich, aber unmotivirt ist sie nicht; persönliche Interessen sind auch hier im Spiel; klagt doch Elisabeth an einer andern Stelle:

„Sie ist die Furie meines Lebens; mir
Ein Plagegeist vom Schicksal angeheftet;
Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung
Gepflanzt, da liegt die Höllenschlange mir
Im Wege! — — — — — — —
— — — — — — Maria Stuart
Heisst jedes Unglück, das mich niederschlägt.“

Marias Hass ist nicht minder gross. Wohl unterwirft sie sich anfangs dem Gebot der Klugheit; sie beugt ihr Knie vor der Rivalin, sie demütigt sich, und sie entsagt der Krone; aber Mässigung und Demut schlagen bald ins Gegenteil um, und masslos bricht ihr Hass hervor:

„Fahr hin, lammherzige Gelassenheit,
Zum Himmel fliehe, leidende Geduld!
Spreng endlich deine Bande, tritt hervor
Aus deiner Höhle, langverhaltener Groll,
Und du, der dem gereizten Basilisk
Den Mordblick gab, leg auf die Zunge mir
Den gift'gen Pfeil . . . . . .“

Und wie jubelt, wie frohlockt sie, als sie Elisabeth erniedrigt, ihr gleichsam das Messer in die Brust gestossen hat:

„O, wie mir wohl ist, Hanna!
Wie Bergeslasten fällt's von meinem Herzen.“

Dieser triumphirende Hass ist abscheulich; er streift auch schon ans reine Uebelwollen, denn er ist dem eigenen Interesse ja entgegen; Maria beleidigt und verletzt, obwohl sie sich dadurch selber Schaden zufügt. Mit Recht hält Kennedy ihr vor:

„O, was habt ihr getan! Sie geht in Wut.
Jetzt ist es aus, und alle Hoffnung schwindet.
Sie führt den Blitz, denn sie ist Königin.“

Aber dieser Hass ist nicht ohne Grund:

„Endlich, endlich
Nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden
Ein Augenblick der Ruhe, des Triumphs.

Maria ist in diesem Augenblick verabscheuungswürdig, aber eine Verkörperung des reinen Uebelwollens ist sie nicht.

Aber vielleicht der diabolische Gessler, der den Vater zwingt, aufs Haupt des Kindes anzulegen, Gessler, der über des armen Wildheuers Weib weggeritten wäre, hätte Tells Geschoss ihn nicht erreicht?

Gewiss ist Gesslers Gesinnung und Handlungsweise empörend, aber interesseloses, reines Uebelwollen ist es nicht; Gessler ist nicht Tyrann aus Uebermut und Willkür; es ist nicht die Freude am Schmerze anderer, die ihn so teuflisch grausam macht, ihn treiben politische Motive:

„Das kleine Volk ist uns ein Stein im Wege,
So oder so, es muss sich unterwerfen.“

Viel mehr als Gessler scheint mir den vollen Tadel, der auf das Uebelwollen fällt, die „Jungfrau von Stavorn“ zu verdienen und am deutlichsten tritt uns das unmotivirte Uebelwollen in Shakespeares Caliban im „Sturm“ entgegen, in jenem Scheusal, an welchem „keine Spur des

Guten haftet, das nur für alles Böse Sinn hat und Verständnis.“ Indessen ist auch hier das Uebelwollen nicht ganz unmotivirt. Auch Caliban weiss noch Gründe seines Hasses anzugeben. Es fällt also selbst der Phantasie des Dichters schwer, ein menschliches Wesen zu schaffen, das ganz ohne allen Grund dem Nächsten übel wollte.

Im gemeinen Leben sind wir freilich nur zu sehr geneigt, Hass, Neid und Bosheit, Grausamkeit und Rohheit durch Ausschluss jeglichen Motivs als reines Uebelwollen hinzustellen und deren Unwert zu mehren, und umgekehrt: reine Herzensgüte, erbarmende Liebe oder ein ungewöhnliches Mass von Wohlwollen durch Unterschiebung egoistischer Motive im Wert herabzusetzen.

Es ist daher schwer, Beispiele reinen Wohlwollens aufzustellen, wobei die selbstlose Hingabe an das fremde Willensbild nicht verdächtigt werden könnte.

Wem aber „des Lebens Quelle rein durch den Busen fliesst“, d. h. wer nicht geradezu darauf ausgeht, „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Kot zu ziehen“, der muss gewiss unwillkürlich und bewundernd die Schönheit des Wohlwollens anerkennen, wie dasselbe uns z. B. entgegentritt als *Freundesliebe* in „Damon und Phintias“ oder in „Orest und Pylades“ oder als *Geschwisterliebe* in „Antigone und Ismene“ oder als *Vaterlandsliebe* in Leonidas und Winkelried oder als *Nächstenliebe* in Tell, Johanna Sebus und in Bürgers „bravem Manne“ u. s. w.

Der imponirenden Wirkung der selbstlosen Hingabe des Freundes an den Freund kann sich in der „Bürgschaft“ selbst „Dionys der Tyrann“ nicht entziehen; es drängt ihn, der längst verlernt hat, „an Liebe und Treue zu glauben“, um die Freundschaft der beiden anzuhalten:

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte.“

Nicht weniger rein ist das Verhältnis zwischen Orest und Pylades.

Orest, der sich (II. 1) nach dem Tode sehnt, hat nur noch eine Sorge, die Sorge um das Schicksal des Pylades; des Freundes Wohl und Wehe liegt ihm noch an dem Herzen, sonst hat sein Wollen keinen weitern Inhalt mehr:

„Dein Leben oder Tod
Gibt mir allein noch Hoffnung oder Furcht.“

Und Pylades hat keinen andern Zweck, als für Orest zu leben:

„Was ich worden wäre,
Wenn du nicht lebtest, kann ich mir nicht denken,
Da ich mit dir und deinetwillen nur
Seit meiner Kindheit leb' und leben mag.“

Und wie herrlich ist bei Euripides der Wettstreit beider Freunde dargestellt! Ein jeder will den Tod erleiden, damit der andere den Brief der Priesterin bestelle und die Heimat wieder schaue.

„Der da ist
Mir solch ein Freund, dass es mir lieber ist,
Er schaue noch des Tages Glanz als ich.“

sagt Orest, und Pylades spricht:

„Und nichts bewegt mich, dass mit dir ich nicht
Zugleich das Leben lasse.“

Hierher gehören auch die schönen Züge des Wohlwollens, womit Schiller Don Carlos und dessen Freund Posa, Uhland den Herzog Ernst und dessen Freund Werner ausgestattet haben.

Gesellt sich zum Wohlwollen noch eine so grosse Willensstärke, dass auch die schwersten Opfer freudig dargebracht werden, so steigert sich das Wohlwollen zum Heroismus.

Typen dieses heroischen Wohlwollens hat Sophokles in seiner „Antigone“ aufgestellt. Trotz des angedrohten Todes durch offene Steinigung lässt sich Antigone nicht abhalten, das Grab des vielgeliebten Bruders aufzuschütten, Ismene nicht abschrecken, das Schicksal ihrer Schwester nach vollbrachter Tat, an der sie keinen Anteil hat, zu teilen.

„Ich bin die Täterin, wenn es diese mir vergönnt,
Und teile mit ihr, trage mit an ihrer Schuld.“

spricht sie furchtlos zum erzürnten König.

Und als Antigone sie zurückstösst, da fleht sie rührend:

„O, meine Schwester, lass mich nicht unwürdig sein,
Mit dir zu sterben und zu weihn des Toten Grab.“

Und als jene beharrt, da frägt sie klagend:

„Wie aber kann ich nun dir noch zu Hilfe sein?“

Das ist echtes Wohlwollen! Auch wenn die Mittel der Betätigung ihm versagt sind, so hört es doch nicht auf, sondern klingt fort als Wunsch, als frommes Gebet, oder es äussert sich in Tränen und in Klagen.

Die Form des Heroismus nimmt die Betätigung des Wohlwollens auch bei Tell an, der Baumgarten über den See rettet, bei Bürgers bravem Mann im schlichten Rock, der aber ein Herz hat voll Aufopferungsfähigkeit, bei Johanna Sebus, die, nachdem sie die Mutter gerettet, auch die Nachbarin mit ihren Kindern zu retten sucht.

„Verwegen ins Tiefe willst du hinein?“
„„Sie sollen und müssen gerettet sein.““

Wenn die Betätigung des Wohlwollens so grosse und schwere persönliche Opfer erfordert, so steigert sich auch der Beifall und die Bewunderung. Aber dieser Zuwachs an Lob kommt nicht von der Idee des Wohlwollens, sondern von der Idee der Willensstärke oder der Idee der innern Freiheit her. Der Beifall ist dann eine Summe von zwei oder drei Summanden, die von ebenso viel Ideen gesetzt werden. Die Schönheit des Wohlwollens selbst kann, sowie die unmotivirte Hingabe an das fremde Willensbild einmal erwiesen ist, nicht mehr gesteigert werden, denn der Wert des Wohlwollens liegt ja in dieser Gesinnung, nicht im Opfer, darum dürfen wir als gleichwertige Musterbilder der Nächstenliebe neben die obigen Beispiele auch Dorothea stellen, von der es heisst, dass

„sie sich selbst vergisst und leben nur mag in andern“

und den Major von Tellheim, der mit seltenem Zartsinn der verschämten Armut der Witwe Marloff die 400 Taler aufnötigt und den Schneider in Pensa, der das Sprüchlein des Evangeliums lebendig gemacht:

„Verkaufe, was du hast, und gib es denen, die es bedürfen“

und Saladin, von dem es heisst:

„Ein jeder Bettler ist von seinem Hause“

und Nathan, der

„Den Armen gibt trotz Saladin,
Wenn schon nicht ganz so viel, doch ganz so gern
Und ganz so sonder Ansehn.“

Oft zeigt sich in ganz geringfügigen Dingen ein zartes Herz und in unbedeutenden Zügen ein Reichtum an Wohlwollen.

Ich denke da immer an „Gœtz von Berlichingen.“ Wie viel Wohlwollen hegt er z. B. für seine Schwester Marie. Weislingens Treubruch trifft ihn wie ein Schlag aus heiterm Himmel.

„Treu und Glauben,
Du hast mich wieder einmal betrogen.“

ruft er schmerzlich aus. Sein zweiter Gedanke aber ist Marie, Weislingens betrogene Braut:

„Arme Marie, wie werd ich dir's beibringen?“

Sein Weh will er geduldig tragen, wenn er nur auch das Weh von seiner Schwester wenden könnte.

Gœthe hat überhaupt diesem „Selbsthelfer“ eine grosse Dosis Wohlwollen beigegeben. Es zeigt sich in seinem Verhältnis zu seinem Weibe Elisabeth, die er herzlich liebt und hoch verehrt; im Umgang mit seinem

Gesinde, mit dem er während der Belagerung die letzte Flasche Wein teilt, die seine treubesorgte Frau für ihn noch aufgehoben hatte; in seiner Neigung zu Georg und Lerse, die er wie seine Augäpfel liebt und deren Gefangennahme ihm mehr zu Herzen geht als seine eigene, sowie in seiner Hilfsbereitschaft gegenüber bedrängten Mitmenschen; darf er sich doch rühmen, dass

„er mehr geschwitzt habe, dem Nächsten zu dienen als sich selber."

Wie mit dem Wohlwollen, so ist es auch mit dem Uebelwollen. Auch in geringfügigen Dingen dem Nächsten übel wollen, ist schon hässlich. Es ist für den Wert des einen, wie für den Unwert des andern von gar keinem Belang, ob der Wille, dem man sich widmet oder entgegenstrebt, auf wichtige oder unwichtige, auf grossartige oder einfache Dinge gerichtet ist.

Der Wert des Wohlwollens ist wie der Unwert des Uebelwollens ein ganz unmittelbarer und ganz und gar unabhängig von der Unterlage des fremden Wollens.

Auch ganz und gar unabhängig vom *Erfolg* der Förderung oder Bekämpfung des fremden Willens.

Das Wohlwollen kommt vielleicht gar nicht zum Handeln, es können ihm z. B. die Mittel versagt sein, sich zu betätigen, und es kann nicht mehr tun, als von ganzem Herzen zu wünschen, es möchte das fremde Wollen seine Befriedigung erreichen; so büsst es doch an seinem Wert nichts ein.

Und umgekehrt bleibt die Hässlichkeit des Uebelwollens sich gleich, auch wenn der Uebelwollende, am Handeln verhindert, seine Gesinnung durch den blossen Wunsch dokumentirt, es möchte der fremde Wille das ersehnte Wohl nicht erreichen, dem gefürchteten Uebel nicht entgehen.

Dabei wird freilich vorausgesetzt, dass dieses Wünschen kein sogenanntes frommes Wünschen sei, bei dem es sein Verbleiben hat; unter Wünschen ist hier ein Wollen verstanden, das sofort in Tat übergeht, sowie die Hindernisse weggeräumt sind. Ich wünsche heisst so viel als: ich will; ich will, so viel als: ich werde. Solcher Art ist das Wohlwollen Tellheims gegenüber der Witwe Marloff. Er möchte ihr noch mehr geben als die 400 Taler; aber ihm fehlen die Mittel. Er ist ja selber arm. Es kann aber anders kommen, und dann wird er tun, wozu der Wille jetzt schon vorhanden ist.

„Aber noch eins, gnädige Frau, bald hätte ich das Wichtigste vergessen. Marloff hat noch an der Kasse unseres ehemaligen Regiments zu fordern. *Seine* Forderungen sind so richtig als die meinigen. Werden *meine* bezahlt, müssen auch die *seinigen* bezahlt werden."

Sein Wohlwollen äussert sich hier in doppelter Weise; nicht nur will er wohltun, so wie er die Mittel dazu besitzt, er stellt auch, um der Empfängerin die Annahme zu erleichtern, die künftige Wohltat als eine berechtigte Forderung hin.

Ein solches Wohl*wollen* ist an sich schon wohlgefällig; es hat auch ohne die entsprechende Wohl*tat* für sich schon einen absoluten Wert.

Das bestätigt auch Lessing, indem er der dankerfüllten Witwe die Antwort in den Mund legt:

„Künftige Wohltaten so vorbereiten, heisst sie in den Augen des Himmels schon erwiesen haben."

Aber auch wenn das Wohlwollen aus sich heraustritt und in Handlung übergeht, so braucht das nicht notwendig mit Erfolg zu geschehen.

In den Augen der Menge schadet es freilich dem Wohlwollen, wenn es sein Ziel nicht erreicht; aber der *Idee* des Wohlwollens ist jede Frage nach dem Erfolg fremd.

Es tut der Nächstenliebe der Johanna Sebus nicht im geringsten Abbruch, dass es ihr nicht gelingt, die Nachbarin und deren Kinder zu retten, und dass sie selber dabei das Leben einbüsst, und wir loben die Nächstenliebe Tells nicht erst, als wir (I. 2) erfahren, dass er Baumgarten wirklich glücklich über den See geschafft, sondern unwillkürlich und rückhaltlos schon im Moment, da er (I. 1) den Entschluss zu retten kund gibt:

„In Gottes Namen denn! Gib her den Kahn,
Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen."

Da schon erglänzt sein Wohlwollen in voller Schönheit, die nicht gemindert würde, auch wenn der Sturm Flüchtling und Retter verschlungen hätte.

Der Wert des Wohlwollens und der Unwert des Uebelwollens sind auch ganz unabhängig von der *Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Bildes, das sich der Wohlwollende und Uebelwollende vom fremden Wollen machen.*

Der Wohlwollende kann eine so falsche Vorstellung vom Wollen des andern haben, dass jener seine Hingabe als ein Uebel empfindet; die Gesinnung des Wohlwollens büsst deshalb an Wert nichts ein, und umgekehrt kann sich der Uebelwollende von dem Wollen des andern ein so unrichtiges Bild gemacht haben, dass sein Entgegenwirken von jenem als eine Förderung seines wirklichen Wollens empfunden wird: die Hässlichkeit der Gesinnung wird deshalb nicht gemildert.

So kommt z. B. der Wachtmeister Werner dem Major Tellheim mit seinem Wohlwollen ungelegen; sein Geldaufnötigen wird diesem lästig. Jener hat sich eben geirrt im Wollen des Majors. Dieser will Gerechtig-

keit für die erlittene Verdächtigung, königliche Genugtuung für die ihm zugefügte Kränkung seiner Ehre; am Gelde liegt ihm wenig, und noch weniger will er Geld borgen, wenn er nicht weiss, wie er es wieder zurückerstatten kann.

Aber der Herzensgüte Werners tut dieser Irrtum keinen Eintrag, sie ist hier nicht um ein Jota weniger wert als in der ersten Szene des fünften Aktes, da er mit seinem Gelde Tellheim hochwillkommen ist.

Auf einer unrichtigen Vorstellung des fremden Wollens beruht auch das Wohlwollen des guten Arkas gegenüber Iphigenie.

Er drängt sie wiederholt, in König Thoas Werbung einzuwilligen; aber sie gelüstet es nicht, Herrscherin zu sein auf Tauris; sie sehnt sich nach der Rückkehr in die liebe Heimat und der Entsühnung ihres fluchbeladenen Vaterhauses; wer ihr dazu verhülfe, der würde ihrem Willen dienen und ihr Wohl bereiten; Arkas dagegen ängstigt sie nur und tut ihr weh; so dass sie sich sein Wohlwollen verbittet:

„Du machst dir Müh' und mir erregst du Schmerzen.
Vergebens beides, darum lass mich nun."

Dessenungeachtet büsst sein Wohlwollen, da es rein und aufrichtig ist, an Wert nichts ein.

Wohl kann man Arkas tadeln und ihm vorhalten, er hätte Iphigenien besser verstehen, ihren Herzenswunsch besser erkennen sollen; aber dieser Tadel geht nicht von der Idee des Wohlwollens, sondern von der Idee der Vollkommenheit aus und trifft seine Einsicht, nicht seine Herzensgüte.

Der Wert des Wohlwollens ist ferner unabhängig von der Würdigkeit und Unwürdigkeit des Individuums, dessen Willen man sich widmet. Die Frage, ob der andere unsere Hingabe auch verdiene, ist der Idee des Wohlwollens völlig fremd; das Wohlwollen wäre ja sonst kein unmotivirtes mehr, nicht mehr reine Liebe, sondern Vergeltung.

Das Wohlwollen an sich frägt nicht nach der Ursache und Verschuldung des Elendes, dem es abhelfen will, sondern es leuchtet wie Gottes Sonne über Gerechte und Ungerechte, über Gute und Böse.

Dieses Merkmal des Wohlwollens hebt Lessing hervor, wenn er Saladin, der den neuen Schatzmeister Al-Hafi in sein Amt einsetzt, sagen lässt:

„Dein Vorfahr gab mir viel zu kalt,
Zu rauh, er gab so unhold, wenn er gab;
Erkundigte so ungestüm sich erst
Nach dem Empfänger; nie zufrieden, dass
Er nur den Mangel kenne, wollt' er auch
Des Mangels Ursach wissen, um die Gabe
Nach dieser Ursach filzig abzuwägen.

Das wird Al-Hafi nicht, so unmild mild
Wird Saladin im Hafi nicht erscheinen;
Al-Hafi gleicht verstopften Röhren nicht,
Die ihre klar und still empfangnen Wasser
So unrein und so sprudelnd wiedergeben."

Aber nun gilt's zu unterscheiden! Das Wohl*wollen* kann allerdings an Unwürdige vergeudet werden, ohne an seiner Schönheit etwas einzubüssen, aber wenn es aus sich heraustritt und in Wohl*tun* übergeht, so hat es sich wie jedes Tun auch nach den andern ethischen Ideen zu richten. Es muss dann auf die Idee der innern Freiheit hören, die Einsprache erheben würde, wenn durch die Betätigung des Wohlwollens einem unsittlichen Wollen zur Verwirklichung verholfen würde, oder auf die Idee der Vollkommenheit, die es tadeln würde, wenn das Wohlwollen bei seiner Aeusserung sich nicht auf die Kenntnis der Wirklichkeit stützte und Tagedieben und Faulenzern verschwenderisch die Mittel lieferte, ihr nichtsnutziges Treiben fortzusetzen.

So wohlgefällig daher auch Saladins unbegrenztes Wohlwollen ist, so wenig kann seine blinde Wohltätigkeit von dem Vorwurf freigesprochen werden, den die Idee der Vollkommenheit gegen sie erhebt, von dem Vorwurf nämlich, dass sie die Mittel verschwende, statt sie zusammenzuhalten und mit Ueberlegung anzuwenden. Al-Hafi geht noch weiter und hält diese schrankenlose Wohltätigkeit, die „Kanäle füllen und verstopfen will, die zu füllen und zu verstopfen gleich unmöglich sind" für Geckerei:

„Ei was,
Es wär' nicht Geckerei, des Höchsten Milde,
Die sonder Auswahl über Bös' und Gute
Und Flur und Wüstenei, in Sonnenschein
Und Regen sich verbreitet, nachzuäffen
Und nicht des Höchsten immer volle Hand
Zu haben?"

Der Unterschied zwischen der wohlwollenden *Gesinnung*, die einzig und allein nur der Beurteilung nach der eigenen Idee unterworfen ist, und der *Aeusserung* dieser Gesinnung, wobei auch auf die übrigen Ideen ein Seitenblick geworfen werden muss, ist schon zum öftern übersehen worden, infolge dessen sich die Meinung gebildet hat, man müsse nach der Idee des Wohlwollens auch einem Diebe die Leiter halten und einem Brandstifter behilflich sein.

Anmerkung. Auch Lessing selber war überaus wohltätig und freigebig, er pflegte gewöhnlich Gold und Silbermünze in einer Tasche untereinander zu tragen, und wenn ihn ein Armer ansprach, so gab er, was ihm in die Finger kam; brachte ihm mancher ehrliche Arme ein gegebenes Goldstück wieder, dann lobte er seine Ehrlichkeit und liess es ihm. Als ihm einst vorgestellt wurde, dass der Bittende die Unterstützung nicht verdiene, da entgegnete er: „Ach Gott, wenn auch wir nur bekämen, was wir verdienen, wie viel würden wir da haben?"

Danzel & Gurauer II, 593.

Das ist jedoch falsch. —

Allerdings kann sich das Wohlwollen auch auf einen sündhaften Menschen erstrecken, aber niemals darf es mit Bewusstsein ihn in seinem sündhaften *Tun* unterstützen. Dagegen erhebt sich die Idee der innern Freiheit; aber nur gegen diese Art der Betätigung, nicht gegen das Wohlwollen selbst. Die wohlwollende Gesinnung mag fortdauern, nur muss sie sich in anderer Weise äussern. Sie muss sich als *hebendes Wohlwollen* betätigen, das den Gefallenen auf andere Wege zu bringen sucht, auf denen er das letzte Ziel seines Wollens, sein wahres Wohl, erreichen kann. Einmal würden doch die Qualen des schuldbeladenen Gewissens seinem Wollen eine andere Richtung geben, und dann würde er unendlich froh sein, wenn erbarmende Liebe sich seiner schon früher angenommen hätte. Diesem Wunsche kommt das hebende Wohlwollen zuvor, und gestützt auf das künftige sittliche Wollen, dem es sich jetzt schon widmet, tritt es den gegenwärtigen unsittlichen Regungen und Begierden entgegen.

Gegen diese Art der Betätigung des Wohlwollens kann keine der übrigen Ideen Einsprache erheben, und das Wohlwollen selbst behält seinen Charakter als uneigennützige, selbstlose Hingabe an ein fremdes Willensbild bei. Und wenn dieses Willensbild auch nie Wirklichkeit würde, wenn sich das sittliche Wollen, dem sich das hebende Wohlwollen anticipando hingibt, im Gefallenen nie einstellen würde, so würde das seinem Werte keinen Eintrag tun, denn dieser beruht ja ausschliesslich auf der unmotivirten Hingabe an das fremde Wollen und nicht darauf, ob dieses Wollen ein wirkliches oder nur ein gedachtes sei. Die Enttäuschungen, die dem Menschenfreunde nicht erspart bleiben, können seine Energie wohl zeitweise lähmen; da sie aber die Unmöglichkeit der Besserung ja niemals erweisen, so darf auch die erbarmende Menschenliebe in ihrem Eifer niemals auf die Dauer erkalten.

Wie mit dem hebenden Wohlwollen verhält es sich auch mit der *erziehenden Liebe;* auch sie widmet sich einem Wollen, das im Kinde noch gar nicht vorhanden ist, sondern erst durch die Erziehung erzeugt werden muss. Und im Hinblick auf dieses künftige Wollen, das das Kind erst nach erlangter Reife der Einsicht haben wird, tritt sie versagend und strafend, wehrend und zwingend seinem gegenwärtigen Wollen entgegen.

Nach diesen Auseinandersetzungen kann es nicht mehr schwer fallen, das Wohlwollen von einem Gemütszustand zu unterscheiden, der ihm äusserlich nahe verwandt ist und mit dem es im gemeinen Leben gar oft verwechselt wird — von dem *Mitgefühl* nämlich. Das Mitgefühl

entsteht in uns durch den Anblick oder durch die lebhafte Schilderung fremder Freude oder fremden Leides, infolge dessen sich in uns ähnliche Gefühle regen, so dass wir uns selber in der gleichen Lage fühlen, wie die, mit denen wir sympathisiren. Die Aehnlichkeit des Mitgefühls mit dem Wohlwollen besteht nun darin, dass es sich bei beiden um fremdes Wohl oder Wehe handelt. Beim Mitgefühl empfinden wir fremdes Wohl als eigenes, beim Wohlwollen geben wir uns einem fremden Wohle hin, und beide, das Mitgefühl wie das Wohlwollen, können ins Handeln übergehen. Man kann ebenso gut wohl*tun* aus Sympathie wie aus Wohlwollen, denn das Handeln muss sich nicht notwendig an ein Wollen, es kann sich auch an Gedanken und Gefühle anschliessen.

Aber selbst zwischen dem handelnden Mitgefühl und dem Wohlwollen ist doch noch ein grosser Unterschied. Beim Wohlwollen widmet sich ein Wille einem fremden Willen oder Gemütszustand; beim Mitgefühl steht an der Stelle des eigenen Willens ein durch äussere Veranlassung reproduzirtes Gefühl. Das Wohlwollen beruht stets auf einem Willensentschluss, das Mitgefühl ist pathologisch; es ist der unwillkürliche Reflex des Gefühls eines andern. Der Wohlwollende bleibt sich bei aller Hingabe an das fremde Willensbild der Distanz zwischen seinem und dem fremden Wollen bewusst; der Mitfühlende aber unterscheidet im Moment der Erregung nicht mehr zwischen eigenem und fremdem Gemütszustand. Das Wohlwollen muss von jeder persönlichen Beziehung frei sein; das Mitgefühl ist dagegen niemals frei von einer mehr oder weniger ausgesprochenen Rückbeziehung auf den eigenen Zustand. Das Mitgefühl hört darum auch so gerne auf, wo die persönlichen Beziehungen endigen; es reicht nicht über die Familie, die Konfession, das Vaterland hinaus. Das Wohlwollen dagegen ist allumfassend, und schliesst keinen aus, den es noch zu beglücken vermag.

Mitgefühl, nicht Wohlwollen treffen wir im ersten Gesang von Hermann und Dorothea beim „Wirte unter dem Torweg.“ Wohl lobt er die Frau, dass sie „milde den Sohn fortschickte mit alten Linnen und Essen und Trinken“, und spricht den schönen Grundsatz aus:

„Geben ist Sache der Reichen.“

aber er handelt unter dem Eindruck eines äussern Anstosses, unter dem Reflex eines fremden Gemütszustandes, sagt er doch selbst:

„Schon von dem ersten Bericht so grosser Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unserm Uebermass, dass nur
Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt.“

„Gerührt vom Bericht so grosser Leiden! ein Scherflein vom Ueberfluss!“ Das ist charakteristisch für das Mitgefühl; es gibt ein Scherflein

vom Ueberfluss, aber selber zu entbehren, um andern geben zu können, dessen ist nur das Wohlwollen fähig.

„Dass nur einige würden gestärkt.“ Auch das ist charakteristisch. Das Mitgefühl ist befriedigt, wenn nur einigen geholfen wird. Das Wohlwollen dagegen beschränkt sich nicht auf einzelne, wenn es seine Wirksamkeit darüber hinaus erstrecken kann.

„Und schienen uns selber beruhigt.“ Auch das ist von Bedeutung. Der Teilnahme an fremdem Leid ist mit der Spendung der Gabe genug getan; die Erregung legt sich; das Gemüt verlangt wieder nach Ruhe. Das zeigt sich deutlich beim Wirte. Er hat vorübergehend fremdes Weh als sein eigenes empfunden und in diesem Zustand die Hand zum Geben geöffnet; aber sowie er sich bewusst wird, dass fremdes Leid ihn bewegt hat, da stösst er es kräftig ab.

„Aber lasst uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern,
Denn es beschleichet gar bald die Furcht die Herzen der Menschen
Und die Sorge, die mehr als selbst mir das Uebel verhasst ist.“

Nicht so leicht gelingt es dem Apotheker, sich dem Eindruck des angeschauten Elendes zu entziehen.

„Schwerlich
Werd ich sobald mich freuen nach dem, was ich alles erfahren.“

äussert er zu den Freunden, und in der Tat, während die Gläser der andern heiter erklingen, hält er das seine sinnend zurück. Aber auch ihn beseelt nur Mitgefühl, nicht Wohlwollen. Nicht das fremde Elend rührt ihn zumeist, sondern die Furcht, dass ein ähnliches Schicksal auch über sie selber hereinbrechen könnte; denn kaum hat ihn der Wirt durch den Hinweis auf den Rheinstrom und die wackeren Deutschen darüber einigermassen beruhigt, so hört mit den persönlichen Beziehungen auch sein Mitgefühl auf.

Und umgekehrt regt es sich ein anderes Mal nicht, als die persönlichen Beziehungen fehlten. Hermanns Bericht vom Elend der Wöchnerin lässt ihn kalt. In eine solche Lage kann der „Junggeselle“ nicht kommen; das findet er gleich heraus, und es stimmt ihn sogar freudig, dass dieses fremde Weh ihn nichts angeht:

„O, glücklich, wer in den Tagen
Dieser Flucht und Verwirrung in seinem Haus nur allein lebt,
Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange sich schmiegen!
Glücklich fühl' ich mich jetzt, ich möchte um vieles nicht heute
Vater heissen und nicht für Frau und Kinder besorgt sein.“

Das Mitgefühl ist ebensowenig Wohlwollen, als kindliche Unschuld innere Freiheit ist; aber es ist der Vorläufer, der Wecker, der Wegweiser dazu. Das Mitgefühl disponirt für das Wohlwollen; es führt in

den fremden Gemütszustand hinein, wir lernen ihn kennen. Um so leichter können wir dann auch an den fremden Willen anknüpfen und die Mittel auffinden, die ihm zu seiner Befriedigung, zum Wohle verhelfen. Wer in die Lage anderer sich versetzt und aus Erfahrung weiss, welcher Mangel sie drückt, weil er selbst in ähnlicher Lage gewesen, welches Wohl sie sehnlichst wünschen, weil er es auch gewünscht, was ihnen Linderung gewährt, weil er das selber erfahren, was sie aufrichtet, weil er es an sich selber inne geworden, wer so zum fremden Gemütszustand sich in Beziehung setzt, der steht im Vorhofe des Wohlwollens. Darum entsteht das Wohlwollen auch zuerst da, wo Bande natürlicher Liebe die Menschen umschlingen, in den Kreisen der Familie und der Heimat. Aus dem Mitgefühl wächst es hervor. Darum sucht auch der Hirte Kuoni in Schillers Tell (I. 1) das Mitgefühl des Fischers zu erregen, um ihn zur schönen Tat der Nächstenliebe anzutreiben:

„Greif an mit Gott, dem Nächsten muss man helfen,
Es kann uns allen Gleiches ja begegnen.“

Und ebenso appellirt Melchtal (I. 4) an Fürsts und Stauffachers Mitgefühl, um ihre Hilfe für seinen Vater und sein Ländchen zu gewinnen.

„O, weil ihr selbst an eurem Leib und Gut
Noch nichts erlitten, eure Augen sich
Noch frisch und hell in ihren Kreisen regen,
So sei euch darum unsre Not nicht fremd.“

und er gewinnt ihr Mitgefühl auch sicher durch den Hinweis, dass auch sie ein Opfer grausamer Willkür werden könnten.

„Auch über euch hängt das Tyrannenschwert,
Ihr habt das Land von Oestreich abgewendet,
Kein anderes war meines Vaters Unrecht,
Ihr seid in gleicher Mitschuld und Verdammnis.“

Noch deutlicher lässt sich's an Tell nachweisen, wie aus Mitgefühl Wohlwollen werden kann. Als ihn die besorgte Gattin (III. 1) im Ton des Vorwurfs frägt:

„Den Unterwaldner hast du auch im Sturme
Ueber den See geschafft. Ein Wunder war's,
Dass ihr entkommen. Dachtest du denn gar nicht
An Kind und Weib?“

Da antwortet Tell:

„Lieb Weib, ich dacht' an euch,
Drum rettet ich den Vater seinen Kindern.“

Tell hat sich in die Lage Baumgartens versetzt und in die Lage von dessen Frau und Kindern; erst fühlte er mit den andern, dann handelte er für sie.

So ist das Mitgefühl der Nährboden des Wohlwollens; wo kein Mitgefühl sich regt, da entsteht auch kein Wohlwollen. Das zeigt sich an „Richard III.“, der von sich selber sagt:

„Des Mitleids Träne kennt mein Auge nicht.“

Nicht einmal Mitgefühl hat er empfunden, geschweige denn einem andern wohlgewollt!

Aber wenn auch Mitgefühl vorhanden ist, so geht es nicht jedesmal in Wohlwollen über; es kann auch ins Gegenteil umschlagen. Die Klippe bildet jener Moment, da in dem Mitfühlenden die Verschmelzung des eigenen mit dem fremden Gefühle sich löst, und er sich bewusst wird, dass es sich nicht um sein eigenes, sondern um eines andern Wohl oder Wehe handelt. Da scheiden sich die sympathisirenden Seelen. Bei den einen verwandelt das Gefühl sich in den Willensentschluss: dem fremden Wohl oder Wehe sich hinzugeben; bei den andern gewinnt der Egoismus die Oberhand, der, wenn es ein fremdes Weh betrifft, Gott dankt, dass es ihn nichts angeht, und wenn es ein fremdes Wohl betrifft, neidisch frägt: Was hab' ich davon? Oder es mischen sich im Moment, da die Unterscheidung zwischen dem eigenen und fremden Gemütszustand eintritt, persönliche Abneigungen, religiöse und nationale Vorurteile mit ein und bewirken, dass die Hand, die sich vielleicht schon zum Geben geöffnet hat, sich wieder schliesst. Ein Beispiel hiefür finden wir in Schillers „Jungfrau von Orleans.“

Verstossen und geächtet flüchtet Johanna mit dem ihr einzig treu gebliebenen Begleiter in den Ardennenwald und wird von den Köhlersleuten freundlich aufgenommen. Das Mitgefühl derselben geht ins Handeln über:

„Ihr scheint der Ruhe zu bedürfen. Kommt!
Was unser schlechtes Dach vermag, ist euer.“

sagt der Köhler, und das Köhlerweib reicht ihr den Becher:

„Trinkt, edle Jungfrau! Mög's euch Gott gesegnen!“

Da kommt der Köhlerbube, erkennt die Jungfrau, tritt auf sie zu, reisst ihr den Becher vom Munde und ruft entsetzt:

„Mutter! Mutter!
Was macht ihr? Wen bewirtet ihr? Das ist die Hexe
Von Orleans!“

Und alsobald erlischt bei Köhler und Köhlerin das eben noch so lebhafte Mitgefühl. Sie denken an den zeitlichen und ewigen Schaden, den ihnen die Bewirtung der Hexe einbringen würde.

„Gott sei uns gnädig“

rufen sie, bekreuzen sich und fliehn davon!

Wie ganz anders handelt Tell (V. 2) gegenüber Parricida. Auch ihn ergreift Entsetzen, als er erfährt, dass Herzog Johann als Mörder seines Ohms und Kaisers vor ihm steht, und seine sittliche Entrüstung gibt sich in vollem Masse kund:

„Euern Ohm
Erschlagen, euern Kaiser! Und euch trägt
Die Erde noch? Euch leuchtet noch die Sonne?“

Aber er erbarmt sich seiner:

„Gott des Himmels,
So jung, von solchem adeligen Stamm,
Der Enkel Rudolfs, meines Herrn und Kaisers,
Als Mörder flüchtig, hier an meiner Schwelle,
Des armen Mannes, flehend und verzweifelnd!“

Und aus dem Erbarmen wird Wohlwollen:

„Ach stehet auf. — Was ihr auch Grässliches
Verübt. — Ihr seid ein Mensch. — Ich bin es auch.
Von Tell soll keiner ungetröstet scheiden,
Was ich vermag, das will ich tun.“

Noch eine Frage! Wie wird die Idee des Wohlwollens praktisch? Aus dem positiv wohlgefälligen Verhältnis lässt sich ein Imperativ nicht ableiten. Das Wohlwollen kann nicht befohlen werden. Frei und ursprünglich muss es sich regen; darum kann man das Wohlwollen auch nicht aus der Idee der innern Freiheit ableiten und es als Pflicht hinstellen, dann wäre es ja nicht mehr unmotivirt.

Der Imperativ entstammt auch hier wieder aus dem missfälligen Verhältnis; er kann aber zunächst nicht anders lauten als: man solle dem Nächsten nicht übelwollen. Denn das Uebelwollen ist absolut missfällig. Der positive Imperativ aber: man solle dem Nächsten wohlwollen, kann aus der Idee des Wohlwollens nicht abgeleitet werden. Denn diese spricht sich wohl lobend oder tadelnd über das Wohlwollen und Uebelwollen aus, wenn solches vorliegt; aber sie spricht sich gar nicht aus, wenn solches fehlt. Wenn sich ein Wille einem andern gar nicht widmet, weder in Wohl- noch in Uebelwollen, so liegt eben kein Verhältnis vor, und die Indifferenz ist ethisch selbst indifferent. Das Fehlen des Wohlwollens kann erst durch die Idee der Vollkommenheit als Mangel aufgedeckt werden. Diese tadelt es, wenn einem Menschen gerade die Willenseigenschaft fehlt, die am unmittelbarsten seinen Wert bestimmt, und sie spricht mit dem Dichter:

„Weh dem, der zu sterben geht und keinem Liebe geschenkt hat,
Dem Kruge, der in Scherben geht und keinen Durstigen getränkt hat.“

Auch bei der Idee des Wohlwollens öffnet sich ein Ausblick auf einen unendlichen Fortschritt. Das vollendete Ideal liegt auch hier wieder auf religiösem Gebiet; es ist geoffenbart in Gott dem Allgütigen.

Bei uns Menschen aber hemmt nur zu oft die Rücksicht auf das eigene Wohl die Hingabe an das Wohl anderer, und selbst wenn wir wohlwollend sind, ist unser Wollen selten rein von Rücksichten auf das eigene Wohl.

Die Idee des Wohlwollens ist zuerst rein ausgebildet worden im Christentum. Die antike Philosophie kannte sie nicht, und die antike Dichtung nur in der Form der Freundes-, Geschwister- und Vaterlandsliebe.

Das Christentum aber hat in seiner Forderung: „Liebe den Nächsten wie dich selbst" einen so idealen Imperativ aufgestellt und in seinem Gleichnis vom barmherzigen Samariter dem Begriff des Nächsten eine so weite Deutung gegeben, dass wir einzeln und als Gesellschaft noch weit davon entfernt sind, Christen zu sein.[1]

Ein neues Lehrerseminar.

So viele und so verschiedenartige Vorschläge für die Umgestaltung und Verbesserung unseres Schulwesens gemacht werden, auf eine Forderung laufen sie doch alle hinaus, auf die Forderung nämlich, dass die Lehrer selber eine bessere theoretische und praktische pädagogische Vorbildung erhalten müssen, als dies bisher durchschnittlich der Fall war. Aber während man an einigen Orten einen Ausbau der bisherigen Einrichtung für genügend erachtet, an andern auf die Verschmelzung des Seminars mit der Kantonsschule die weitgehendsten Hoffnungen setzt, gedenken die *Basler* einen *Neubau* aufzuführen, wie noch keiner besteht, weder im lieben Vaterlande, noch draussen im weiten deutschen Reiche.

---

[1] Die Darstellung der übrigen Ideen folgt im nächsten Jahrgang. Einstweilen aber verweisen wir die Leser auf die von uns benützte Literatur:

Ziller, Allgemeine philosophische Ethik. 1880. 2. Aufl.
Nahlowsky, Allgemeine Ethik. 1885. 2. Aufl.
— Die ethischen Ideen als die waltenden Mächte etc. 1865.
Steinthal, Allgemeine Ethik. 1885.
Hartenstein, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften. 1844.
Thilo, Die theologisirende Rechts- und Staatslehre.
— Die vermeintliche Vernichtung der Ethik Herbarts durch Dr. Dittes.
Wundt, Ethik. 1886.
Flügel, Die Sittenlehre Jesu.
— Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker.
Geyer, Der Kampf ums Recht mit Bezug auf Iherings gleichnamige Schrift.
Tepe, Schiller und die praktischen Ideen.

Im Winter 1888/89 hat nämlich der um Basels Schulwesen vielverdiente Herr Professor Dr. *H. Kinkelin* vom Erziehungsdepartement den Auftrag erhalten, in Verbindung mit den Herren Professor Dr. *Fr. Burckhardt*, Rektor *J. H. Kägi*, Schulinspektor Dr. *A. Largiadèr* und Waisenvater *J. J. Schäublin* einen Entwurf einzureichen für die Errichtung einer *Anstalt zur Bildung von Primarlehrern.*

Dieser Entwurf liegt nun im Drucke vor, und wir wollen nicht unterlassen, unsern Lesern das Wesentlichste daraus zur Kenntnis zu bringen.

Ohne Zweifel wird in mehr als einem derselben die Frage aufsteigen: Wozu brauchen auch die Basler ein eigenes Lehrerseminar? Haben sie doch bei Ausschreibungen von Lehrstellen gewöhnlich eine vortreffliche Auswahl! Und erst bei Berufungen! Wen Basel ruft, vermag keine andere Schweizerstadt zu halten, auch Zürich und St. Gallen nicht!

Das wusste natürlich die Kommission auch, und sie hat daher in ihrem Gutachten zuerst die Notwendigkeit einer eigenen Lehrerbildungsanstalt nachgewiesen.

Immer mehr, heisst es da, trete der Uebelstand der verschiedenen Vorbildung und des ungleichmässigen Lehrverfahrens der von auswärts kommenden Lehrer hervor, und immer schwieriger werde es den vom Lande kommenden Lehrern, sich in die Verhältnisse eines grossen zusammenhängenden Schulorganismus hineinzufinden. In der Tat, wenn man liest, dass Basels Lehrerschaft sich aus den staatlichen Seminarien von Bern, Solothurn, Aargau, Luzern, Zürich, St. Gallen, Thurgau, Graubünden und des Grossherzogtums Baden und den Privatseminarien in Muristalden, Unterstrass, Schiers und Beuggen rekrutirt, so kann man sich vorstellen, was für ein buntscheckiges Bild es gäbe, wenn man die pädagogischen Systeme oder die Ansätze eines solchen, die ein jeder von seinem Seminardirektor erhalten hat, durch Farben darstellen würde, und man begreift, wie schwer es den Inspektoren werden muss, — da es ein pädagogisches Volapük noch nicht gibt — einheitliche, von *einem* pädagogischen Geiste erfüllte Lehrerkollegien zu schaffen. Dazu kommt noch die Tatsache, dass bisher jungen Leuten aus Basel die Ergreifung des Lehrerberufes ausserordentlich erschwert gewesen, sowie die Erwägung, dass es eines Gemeinwesens wie Basel unwürdig ist, den andern Kantonen die besten Lehrer wegzuwählen, ohne an ihre Ausbildung etwas beizutragen.

Aber was für eine Organisation soll man der eigenen Lehrerbildungsanstalt geben? Auf diese Frage gibt der zweite Abschnitt des Gutachtens Auskunft. Von allen bisherigen Einrichtungen soll Umgang genommen werden. Von einer besondern und vollständig ausgebauten

Lehranstalt mit Konvikt könnte schon wegen der voraussichtlich bescheidenen Frequenz keine Rede sein, und eine Verbindung mit einer der Mittelschulen erwiese sich aus dem Grunde als untunlich, weil das Gymnasium ganz andere Zwecke verfolgt, die Realschule aber ohnehin schon in zwei Abteilungen zerfällt. Die Kommission verwirft überhaupt grundsätzlich die gleichzeitige Verbindung der allgemeinen mit der beruflichen Bildung für Leute von 14—18 Jahren. Eine solche, findet sie, stelle an die Fassungskraft und an die Leistungsfähigkeit der Schüler zu grosse Anforderungen, wobei entweder die allgemeine oder die berufliche Ausbildung oder auch beide zugleich Schaden leiden, und sie ist überzeugt, dass die säuberliche Trennung der allgemein wissenschaftlichen von den speziell beruflichen Studien einen bahnbrechenden Fortschritt in der Geschichte der Lehrerbildung bedeute.

Gewiss liegt darin ein grosser Fortschritt, ein noch grösserer aber in dem Mass, welches die Kommission für die allgemeine Bildung der Primarlehrer fordert.

„Wir halten dafür, heisst es da, dass der Primarlehrer eine den übrigen höhern Berufsarten ebenbürtige wissenschaftliche Vorbildung haben soll. Eine solche befähigt ihn nicht nur, die besondere berufliche Bildung leichter und mit besserm Verständnis zu empfangen, sondern auch in seiner zukünftigen Lebensstellung eine seines Standes würdige Stufe einzunehmen. Sodann darf wohl im allgemeinen gefordert werden, dass der spätere Volksbildner die Fähigkeit erlange und dartue, wissenschaftlich zu denken. *Wir verlangen also für den Primarlehrer so gut wie für Lehrer höherer Stufen die Absolvirung der obern Mittelschule, Realschule oder Gymnasium und die Erlangung eines Reifezeugnisses von einer dieser Anstalten.*“

Wenn dieser Vorschlag verwirklicht wird, so marschirt die Stadt Basel in Bezug auf die Ausbildung ihrer Lehrer den andern Kantonen mindestens um ein halbes Jahrhundert voraus. Sie *kann* es aber auch, und darum *soll* sie es auch.

Die berufliche Ausbildung weist der Bericht der Universität zu, d. h. einer besondern, neben derselben hergehenden Anstalt, deren Absolvirung drei Semester erfordern würde. Für diese drei Semester ist folgender Lehrplan in Aussicht genommen:

I. Semester:	Physiologie (für Nichtrealschüler)	2 Stdn. in d. Woche
	Psychologie mit Logik	4 „ „
	Geschichte der Pädagogik	3 „ „
	Deutsch: Sprache, Literatur und Methodik . .	3 „ „
	Schreiben, im ersten Quartal	2 „
	Zeichnen, Singen, Violinspiel, Turnen (Uebungen).	

II. Semester:	Ethik	2	Stdn. in d. Woche
	Allgemeine Pädagogik	3	„ „
	Deutsch: Sprache, Literatur und Methodik	3	„ „
	Religion: Geschichte und Methodik	1	„ „
	Mathematik: Rechnen und Methodik	2	„ „
	Realien: Methodik	1	„ „
	Zeichnen, Singen, Turnen (Methodik)	2	„ „
	Zeichnen, Singen, Violinspiel, Turnen (Uebungen).		
III. Semester:	Spezielle Methodik: Uebungen, Präparationen, Besprechen, Zuhören	12	„ „
	Schulgesundheitslehre	1	„ „
	Schulkunde	2	„ „
	Zeichnen, Singen, Violinspiel, Turnen (Uebungen).		

An diesem Programm ist uns aufgefallen, dass die Geschichte der Pädagogik schon im ersten Semester gelehrt werden soll. Sonst gilt es doch als eine allgemeine Regel, das Studium einer Wissenschaft oder gar einer Kunst — und die Pädagogik ist beides zugleich — nicht mit ihrer Geschichte zu beginnen. Wir sagen mit Herbart: Was enthält denn die Geschichte einer Wissenschaft? Doch die Versuche, die man angestellt, um zur Wissenschaft selbst zu gelangen. Wer kann nun diese Versuche am besten würdigen? Wer weiss am besten, wo ein Rückgang, wo ein Fortgang eingetreten ist? Ohne Zweifel derjenige, dem der beste und kürzeste Weg, den man einschlagen kann, schon bekannt ist, d. h. mit andern Worten derjenige, welcher die Wissenschaft in ihrer *gegenwärtigen* Entwicklung kennt. Die Geschichte der Erziehung ist daher erst dann lehrreich und interessant, wenn man die Hauptideen bereits kennt, von denen aus die vielen Versuche, von denen sie uns berichtet, beurteilt werden müssen.

Man muss also zuerst systematische Pädagogik studiren, ehe man an die Geschichte der Pädagogik geht; diese gehört nicht an den Anfang, sondern an das Ende des Studiums. Dabei ist vorausgesetzt, dass man die grossen Pädagogen auch wirklich kennen lerne und sich nicht bloss die äussern Lebensläufe derselben merke. Wenn die Geschichte der Pädagogik nur letztere bietet, so kann sie allerdings schon im ersten Semester gelehrt werden; sie nützt dann aber auch nichts.

Zweitens ist uns aufgefallen, dass die praktischen Uebungen erst im dritten Semester auftreten. Als ob die Kandidaten die ganze Geschichte und ein System der Pädagogik samt Psychologie und Ethik durchaus studirt haben müssten, ehe man mit ihnen Lehrversuche anstellen kann. Schon um des besseren Verständnisses der allgemeinen Didaktik willen ist es nötig, dass die Seminaristen frühzeitig an die

praktischen Uebungen herantreten. Man kann ja, der theoretischen Grundlegung unbeschadet, die Praktikanten wenigstens vorläufig in den Sattel heben, die nötigen Unterweisungen kurz fassen und ihnen die Technik des Unterrichtes auf kürzestem Wege in fasslichster Weise — durch Vormachen — übermitteln und ihnen so vieles beibringen, was man weniger durch Theorie als durch Nachahmung und Uebung erlangt, z. B. die Kunst des schönen Lesens und guten Erzählens, die Kunst geschickter Fragestellung, die Fähigkeit, die ganze Klasse durch Ton und Blick von einem festen Standort aus zu beherrschen, das Bestreben, stets die Gesamtheit in die geistige Arbeit hineinzuziehen und in derselben zu erhalten, die Gewohnheit, den Unterricht zu gliedern und die Resultate sorgfältig einzuprägen u. s. w. Wenn man die Praktika erst im dritten Semester beginnt, so können es die Praktikanten in der Unterrichtskunst wohl schwerlich zur wünschenswerten Fertigkeit und Sicherheit bringen und werden so ungeachtet der vielen theoretischen Belehrung in ihrer eigentlichen Praxis doch noch ein reichliches Lehrgeld zahlen müssen. Merkwürdigerweise postulirt das Gutachten auch keine eigene Uebungsschule. Es heisst diesbezüglich:

„Da mit dem Lehrerseminar praktische Uebungen vor der Klasse verbunden werden, so müssen Schulklassen der Primarschule, eventuell auch der Sekundarschule herbeigezogen werden. Wir haben der guten Lehrer an diesen Schulen genug, welche eine Ehre darein setzen würden, bei den zahlreichen Anleitungen, Präparationen und Besprechungen mitzuwirken, so dass es nicht nötig sein wird, einen eigentlichen Musterlehrer und eine Musterschule zu halten, wie es anderwärts gebräuchlich ist. Für die betreffenden Lehrer selbst und ihre Schule wird eine solche Mitwirkung wieder gute Früchte tragen.“

Das mag für den Anfang genügen; auf die Länge aber wird dieses Auskunftsmittel sich sicherlich als Stückwerk erweisen. Denn die Grundbedingung einer erfolgreichen Einführung in die Unterrichtskunst ist *Kontinuität der Uebungen.* Der Seminarist muss während eines längern Zeitraumes in derselben Abteilung und in demselben Fache unterrichten; denn nur unter dieser Voraussetzung lernt er den stufenmässigen Aufbau eines grössern Unterrichtsganzen, die methodische Fortführung angeknüpfter Fäden, die Früchte seiner Arbeit, die Folgen seiner methodischen Fehler (zu rasches Tempo, zu grosse Pensen, schwerverständliche Sprache, Vernachlässigung der Anschauung, Ignorirung der Schwächeren, Verkürzung des Uebens u. s. w.) selber kennen, nur unter dieser Bedingung macht er eigene methodische Erfahrungen. Und nur die *Kontinuität des Umganges* ermöglicht die Kenntnis der

Individualitäten, deren Berücksichtigung die heutige Pädagogik so energisch fordert.[1]

Diese Kontinuität der Uebungen und des Umgangs ist aber nur möglich in einer *eigenen* Uebungsschule. Dazu kommt, dass ein so hochstehendes Lehrerseminar, wie die Basler eines gründen wollen, eine grössere Aufgabe zu erfüllen hat, als jährlich einige gut vorbereitete Lehrkräfte dem städtischen Schuldienst zuzuführen; es muss auch eine *Versuchsstation* sein, an welcher unablässig an der Begründung und Vertiefung der theoretischen Didaktik, sowie an der Vervollkommnung der Unterrichtstechnik gearbeitet wird, und von welcher aus die Arbeit des gesamten Volksschulwesens die fruchtbarsten Impulse und die reichste Förderung empfängt.

Eine solche Versuchsstation aber kann das neue Lehrerseminar ohne eine eigene Uebungsschule nicht werden. — Es tut uns daher fast leid, dass der Entwurf nach dieser Richtung hin sich mit so wenigem zufrieden gibt, und wir können nicht umhin, hier in aller Bescheidenheit, den Wunsch auszusprechen, es möchte die löbliche Kommission, bevor sie dem Lehrplan eine definitive Gestaltung gibt, von den Einrichtungen und Leistungen des pädagogischen Universitätsseminars von Professor Dr. Rein in Jena sich gründliche Kenntnis geben lassen.

Es wird, wenn die Sache im Grossen Rate zur Behandlung kommt, ohne Zweifel nicht an ernster und überzeugungsvoller Opposition fehlen. Die schweizerische Lehrerschaft aber, das darf man heute schon sagen, erblickt in dem Entwurf einen vielverheissenden Versuch, dem baslerischen Gemeinwesen Lehrer heranzubilden, welche über eine tüchtige allgemeine und wissenschaftliche Bildung verfügen, die sich aber trotzdem nicht als Vertreter eines wissenschaftlichen Faches betrachten, sondern als Pädagogen, die den ihnen übertragenen Unterricht für eine Verstand, Gefühl und Wille gleichmässig umfassende Erziehung fruchtbar zu machen wissen und als freie Künstler dabei ihre eigene Persönlichkeit voll und ungehemmt einsetzen. *G. W.*

Die Pädagogik auf unsern Universitäten
im Wintersemester 1890/91.

Im letzten Jahrgang seiner „Studien“ hatte Professor Dr. Rein in Jena in einer tabellarischen Uebersicht, die sich auf die letzten 5 Semester erstreckt, die Pflege der Pädagogik an den *preussischen* Univer-

[1] Th. Wiget, Thesen über die Tätigkeit der Seminaristen an der Uebungsschule Praxis der schweizerischen Volksschule II, 63.

sitäten beleuchtet. Wie weit es damit her ist, mögen unsere Leser nach den Randglossen beurteilen, welche das „Evangelische Schulblatt von Rektor Dörpfeld“ in Nr. 4 dieses Jahres dazu macht. „Unsere preussischen Universitäten, heisst es da, besitzen selbständige Lehrstühle für alle denkbaren Zweige der grundlegenden und angewandten Wissenschaften, nur für die Pädagogik nicht. Die Lehre von der Heilung eines kranken Leibes hat sich sehr spezialisirt, und jede Spezialität hat einen besondern Lehrstuhl und eine besondere Klinik, damit der spätere Arzt nicht autodidaktisch auf Kosten seiner Mitmenschen sein Können zu erlernen braucht. Sogar die Pflanzen- und Viehzucht erfreut sich mehrerer selbständiger Lehrstühle und Versuchsanstalten. Nur die Lehre von der Ethisirung und Bildung des heranwachsenden Geschlechtes macht eine Ausnahme. Sie kann von einem Theologen, einem Philosophen oder einem Philologen nebenbei gelehrt werden. Auch genügt dafür die scholastische Form, die der konkreten Anschauung glaubt entbehren zu können. „Die Praxis bildet den Lehrer“, sagt man. Sie muss leichter sein oder geringere Bedeutung haben, nicht bloss als die Heilung und Pflege des Leibes des Menschen, sondern auch der Tiere, da doch ein Tierarzt sich an der Anschauung seine Lehre und an der Uebung sein Können bildet. Wenigstens gehen die Vorlesungen über Tierheilkunde mit Beobachtungen und Experimenten in der Klinik Hand in Hand.“

Da ist es doch, Gott sei Dank, bei uns *ganz anders!!* Wie *gründlich* und *allseitig* bei uns die künftigen Gymnasiallehrer, denen die Auslese unserer vaterländischen Jugend während voller 7 Jahre anvertraut wird, in die Theorie der Erziehung eingeführt und in der Kunst des Unterrichtes ausgebildet werden, zeigt folgende Zusammenstellung der pädagogischen Vorlesungen auf unsern Universitäten im nächsten Wintersemester, wobei wir der Vollständigkeit halber auch die Grundwissenschaften der Pädagogik, Ethik und Psychologie, mitberücksichtigt haben.

1. Universität Zürich.

Ethik: ***Vacat.***

Psychologie: Psychologie. 4stündig. Prof. Dr. Avenarius.

Pädagogik: Geschichte der Pädagogik seit Ausgang des Mittelalters. 2stündig. Prof. Dr. Hunziker. — Philosophisch-pädagogisches Kränzchen, verbunden mit Vortragsübungen und Lektüre philosophischer oder pädagogischer Klassiker. 3stündig. Privatdozent Dr. Stein. — Historisch-pädagogische Uebungen (Lektüre und Besprechung schweiz. schulgeschichtlicher Materialien des 16.—18. Jahrhunderts. 1stündig. Prof. Dr. Hunziker.

Pädagogisches Praktikum: ***Vacat.***

2. Universität Bern.

Ethik: ***Vacat.***

Psychologie: Grundzüge der allgemeinen und Experimental-Psychologie. 3stündig. Privatdozent Dr. Oelzelt.

Pädagogik: Die Lehre von der Zucht und vom Unterricht; bernische Schulgesetzgebung. 3stündig. Prof. Ruegg. Repetitorium der Pädagogik. 2stündig. Derselbe.

Pädagogisches Praktikum: Didaktische Uebungen. 2stündig. Derselbe.

3. Universität Basel.

Ethik: ***Vacat.***

Psychologie: Psychologie. 3stündig. Prof. Dr. Heussler.

Pädagogik: Allgemeine Pädagogik. 2stündig. Prof. Dr. Heman. — Schulkunde. 2stündig. Privatdozent Dr. Largiadèr.

Pädagogisches Praktikum: Praktische Uebungen des pädagogischen Seminars. 2stündig. Prof. Dr. P. Burckhardt.

4. Universität Genf.

Ethik: ***Vacat.***

Psychologie: Psychologie appliquée à l'Education. 2 heures. Prof. Duproix.

Pädagogik: ***Vacat.***

Pädagogisches Praktikum: Pédagogie pratique. 2 heures. Privatdozent Dr. Vogel.

5. Universität Lausanne.

Ethik: ***Vacat.***

Psychologie: Psychologie appliquée à l'Education. 2 heures. Prof. Guex.

Pädagogik: Didactique spéciale, 2 heures. — Histoire de la Pédagogie: Rousseau, Pestalozzi et Frœbel. 1 heure. — Herbart et l'enseignement éducatif. 1 heure. Prof. Guex.

Pädagogisches Praktikum: ***Vacat.***

6. Universität Freiburg.

Ethik: ***Vacat.***

Psychologie: ***Vacat.***

Pädagogik: Méthodologie générale et spéciale. Projets de réforme de l'enseignement secondaire en Suisse, en France et en Allemagne. 2 heures. Prof. Horner.

Pädagogisches Praktikum.: ***Vacat.***

NACHRICHTEN.

Neue Lehrstühle für Pädagogik. An der Universität Lausanne wurde eine ausserordentliche Professur für Pädagogik errichtet und dieselbe Herrn Seminardirektor ***F. Guex*** übertragen, der unsern Lesern bereits vorteilhaft bekannt ist.[1]

Ferner errichtete die Regierung von Zürich einen Lehrstuhl für Geschichte der Pädagogik und schweizerische Schulkunde und ernannte hiefür Hrn. Dr. ***O. Hunziker*** zum ausserordentlichen Professor. Eine längst verdiente Anerkennung, denn es gibt keinen schweizerischen Pädagogen, der *uneigennütziger, tätiger* und *aufopferungsfähiger* wäre als Herr Professor Hunziker.

Herbartiana. Im neuesten Hefte der von *Fleckeisen* und *Masius* herausgegebenen „Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik" findet sich der Abschluss einer längern Arbeit von Hans Merian-Genast in Weimar über „die alten Sprachen in der Pädagogik Herbarts." Der Verfasser gibt eine ausführliche Darstellung der bezüglichen Herbartschen Ansichten. Er glaubt, dass die Mahnungen Herbarts, „dass die Gymnasien dem erziehenden Elemente mehr Raum geben, die klassischen Studien nicht zum blossen Sprachunterricht verwenden, sondern durch sie den Gedankenkreis der Zöglinge ausbilden sollten, um so an der sittlichen Erziehung derselben kräftig mitzuwirken", nicht spurlos vorübergegangen seien. Und er schliesst seinen sich durch mehrere Hefte hindurch ziehenden Aufsatz mit den Worten (142. Band, pag. 412): Diese grossen und wahrhaft idealen Prinzipien der Herbartschen Pädagogik wollen wir nun auch bei der Beurteilung Herbarts in den Vordergrund treten lassen; wir wollen versuchen, über ihnen die Einseitigkeiten, die Uebertreibungen und Unterschätzungen, zu vergessen, von welchen seine Anschauungen nicht frei sind, und die wir ja auch auf dem engern Gebiete unserer Betrachtung angetroffen haben, und wir werden sie vergessen können. Wir werden dann voll Bewunderung zu dem grossen Denker emporsehen, welcher einen guten Teil seiner Lebensarbeit an die Lösung von Fragen gesetzt hat, die zu den höchsten der Menschheit gehören, an die Lösung von Erziehungsfragen, und der sich allein schon durch seine pädagogischen Schriften einen unvergänglichen Namen erworben hat.

Und so haben wir wohl ein Recht dazu, die schlichten Worte, welche Herbart mit der ihm eigenen Bescheidenheit an seinen Freund Griepenkerl richtete (Willmann II, 294): „Vom erziehenden Unterricht habe ich, glaube ich, zuerst angefangen zu reden", in unserm Munde zu dem stolzen Ausdrucke einer grossen, aber berechtigten Anerkennung werden zu lassen."

REZENSIONEN.

Andreas Florin. **Die unterrichtliche Behandlung von Schillers Wilhelm Tell.** Ein Beitrag zur Methodik der dramatischen Lektüre. Davos, Hugo Richter, Verlagsbuchhandlung, 1891. Preis 2 Fr.

— **Tell-Lesebuch** für höhere Lehranstalten. Derselbe Verlag. Preis 1 Fr. 20 Rp.

Ueber den Wert bis ins Einzelne ausgeführter Präparationen hört man verschiedene Urteile. Während die einen sie grundsätzlich verwerfen, weil sie doch nur unter ganz bestimmten Verhältnissen richtig sind und, falls sie auch anderwärts benutzt werden wollen, nur zu oft auf Abwege führen, statt den richtigen Weg zu weisen, verlangen die andern und zwar gerade solche, denen es mit ihrer praktischen

[1] Vide dessen Antrittsrede in Nr. 7 dieses Jahrgangs.

Fortbildung Ernst ist, mit Ungestüm Lehrproben und immer wieder Lehrproben. Und die letztern haben Recht. Ihre Forderung stützt sich auf die Tatsache, dass alle Erkenntnis auf Anschauung beruht, handle es sich nun um kleine oder grosse Kinder; denn das konkrete Material für die Regeln und Gesetze der Methodik bilden eben Präparationen, welche jeden Schritt in der Behandlung eines ganz bestimmten Unterrichtsstoffes zeigen und den denkenden Lehrer klar erkennen lassen, wie er es machen soll oder nicht soll, je nach der pädagogischen Durchbildung des Verfassers. Wir begrüssen deshalb die „Unterrichtliche Behandlung des Tell" von Florin schon von diesem Gesichtspunkte aus von vornherein. Wir tun es aber um so mehr, weil wir die methodischen Grundsätze für die dramatische Lektüre, welche ein einleitendes Kapitel enthält, und welche uns im praktischen Teil in konkretem Gewande und mithin in klarer Anschaulichkeit entgegentreten, für die einzig richtigen halten. Die beiden in der Theorie, wenn auch noch nicht vollständig, überwundenen, in der Praxis aber noch bei jungen und alten Lehrern die herrlichsten Blüten treibenden Verfahrungsweisen, nämlich das „umschreibende, zerpflückende und kriechende Lehrverfahren", welches von Satz zu Satz sachliche, sprachliche, ästhetische und logische Erörterungen durcheinandermengt, und das andere, welches in der blossen Darbietung ohne Erklärung besteht, werden gerichtet. Der Verfasser lässt sich dafür bei seiner Behandlung des Tell von folgenden methodischen Gesichtspunkten, welche mutatis mutandis selbstredend für jedes Drama Gültigkeit haben, leiten:

1. „Der Lektüre vorangestellt wird die Reproduktion resp. die Darbietung der nationalen Ueberlieferung der Tellsage, sowie eine allgemeine geographische Orientirung. 2. Bei der Aneignung des Inhalts ist von der Privatlektüre ausgiebiger Gebrauch zu machen; doch muss der Erfolg derselben auch in höhern Klassen genau geprüft werden. Dies geschieht, indem die Schüler angehalten werden, den Inhalt des Gelesenen zu reproduziren. 3. Bei den Reproduktionen ist immer auf zusammenhängende Rede zu dringen. Gestützt auf die Mängel der Wiedergabe ohne vorausgegangene Erklärung, sieht der Lehrer, was dunkel ist und der Erläuterung bedarf, erklärt also nichts Unnötiges und lässt Unverstandenes nicht durchgehen. 4. Der erklärenden Besprechung eines Abschnittes folgt eine nochmalige *zusammenhängende* Wiedergabe. 5. An die Aneignung des tatsächlichen Inhalts eines grössern Ganzen, z. B. einer Szene, schliesst sich die *Vertiefung* in denselben an. Darunter ist zu verstehen: die Einführung in die ethischen Gedanken, in den Charakter der Personen, in die Motivirung der Handlung u. s. w. 6. Zur Erklärung und Beleuchtung wird möglichst viel Verwandtes aus den Schülern bekannten Dichterwerken herangezogen. 7. Sachliche und sprachliche Erläuterung sind streng von einander zu trennen, und zwar haben Betrachtungen der sprachlichen Form der Vertiefung in den Inhalt nachzufolgen. 8. Von Akt zu Akt folgt die Verknüpfung der gewonnenen Resultate: a) die Zusammenfassung des Inhalts, b) die Zusammenstellung des verarbeiteten, ethischen, ästhetischen, psychologischen und dramatischen Materials unter sich und mit früher Gewonnenem, c) die Zusammenfassung der Ergebnisse aus den sprachlichen Erläuterungen und der Association davon mit Bekanntem. 9. Die Ergebnisse dieser Association werden systematisirt und aufgeschrieben. 10. Es werden verwandte Stoffe, welche durch die Vertiefung in die Zone des Interesses gerückt worden sind, zur Lektüre herangezogen."

Die Anwendung dieser wissenschaftlich durchaus feststehenden Grundsätze auf den „Tell" ist eine sehr wohl gelungene, und wir empfehlen deshalb das Werk jedem Lehrer, der dramatische Lektüre unterrichtlich zu behandeln hat, angelegentlich.

Das zugehörige *Tell-Lesebuch* enthält neben dem Schillerschen Tell eine Reihe sehr wertvoller Stoffe aus den Quellen zum Tell, aus dem alten Tellenspiel (16. Jahrhundert), vom Schauplatz des Wilhelm Tell, Bilder aus der Alpenwelt, verwandte Klänge zu Schillers Tell, das alte Tellenlied, die Entstehung des Schweizerbundes im Lichte der Geschichtsforschung, Anmerkungen zum Tell und eine Uebersichtskarte. Diese Stoffe sind zum Teil neben, zum Teil nach der Behandlung des Tell zu benutzen, und es ist sehr zu begrüssen, dass sie in demselben Buch enthalten sind, welches auch das Drama bietet; denn sonst ist die Behandlung derselben teils sehr erschwert, teils geradezu unmöglich. Wir zweifeln deshalb auch nicht, dass das Florinsche Tell-Lesebuch bald vielfach Eingang in die höheren Lehranstalten finden und die andern minderwertigen Ausgaben verdrängen werde. *P. C.*

Dr. L. Sonderegger. **Vorposten der Gesundheitspflege.** Dritte umgearbeitete Auflage. St. Gallen, Verlag von Huber & Cie. (Eugen Fehr), 1890. Preis 8 Fr.

Der Verfasser hat sein Werk mit dem anspruchslosen Namen „*Vorposten*“ belegt. In Wirklichkeit haben wir es aber nicht nur mit solchen, sondern mit einer sehr achtenswerten *Hauptmacht* zu tun, welcher Unwissenheit, Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit, Trägheit und Geiz, die schlimmsten Feinde einer rationellen Gesundheitspflege, sich unbedingt ergeben müssen, wenn sie überhaupt den Kampf mit derselben aufnehmen. Mit den scharfen Waffen der Wissenschaft bewehrt, treten die wohlgeordneten Truppen unter folgenden Bannern auf den Plan: *Luft* (Mischung, physikalische Verhältnisse, Druck der Luft, die Atmung, Alltägliches), *Wasser* (Kreislauf des Wassers, Arten des Wassers, Verunreinigungen, Gesundheitsschädigungen, Verwendung im Haushalte des Menschenleibes), *Nahrung* (das Leben, Beständigkeit des Stoffes, Verdauungsorgane, die Ernährung, Nahrungsstoffe, Nahrungsmittel als Milch, Fleisch, Mehlstoffe, Obst und Gemüse, Gewürze, Abwechslung und Zubereitung der Nahrung, das Kostmass, Hunger, Schwelgerei, Klimatisches, Essenszeiten und Essensweisen), *Genussmittel* (die Illusion, Wein, Branntwein, Bier, Apfelwein, Kaffee, Thee, Chokolade, Tabak, Haschisch, Opium, Verbrauch der wichtigsten Genussmittel), *Schlaf* (Einschlafen, die organischen Vorgänge, Diätetik des Schlafes), *Kleider* (warum bekleidet sich der Mensch, Wärmeökonomie, Luftgehalt der Kleider, Kleiderstoffe und -formen, Kleidungsstücke), *Wohnung, Boden, Kinder* (Stillen, Auffütterung, Luller, Mehlbrei, Todesstatistik der Säuglinge, Wiege und Bettchen, Saugflasche, Augenentzündung, Thermometer und Wage, Reinlichkeit, Bewegung, Entwicklungsstufen des Kindes, Kinderkleidchen, die Skrophulose, Erregungsmittel, Erziehung, Impfung), *die Schule, Lebenslauf* (die Vererbung, Ehe, Konstitution, Berufe, Arbeit und Erholung, Sonntagsruhe, ein Irrweg, Lebensstatistik, Alter und Tod), *öffentliche Gesundheitspflege* (Geschichtliches, Gegner, Freunde, deutsche Volksgesundheitspflege, schweizerische Volksgesundheitspflege, Politik und öffentliche Gesundheitspflege), *Krankenbesuch* (Charakteristik des Kranken, Grundsätze der Krankenpflege nach Nightingale, Krankenbesuch, Genesung, verkannte Kranke, öffentliche Krankenpflege), *ein Besuch im Irrenhause, Samariterdienst* (Ohnmachten, Erstickungen, Temperaturwirkung, Vergiftungen, Fremdkörper, Verletzungen, allgemeine Regeln, Krankentransport, Samariterschulen), *Volkskrankheiten* (die Krankheit, Volkskrankheiten, die Ansteckung, bacilläre Krankheiten, die Blattern, Diphtherie, Tuberkulose, Wochenbettfieber, Typhus, der Hungertyphus, Cholera, englische Sanitätspolizei, Quarantänen, Desinfektion), *Aerzte und Kurpfuscher* (die Medizin eine brennende Frage, der Arzt, wie er sein soll, der Arzt, wie er sein kann, Vorbildung, das akademische Studium, Praxis, des Kurpfuschers Abschied an seinen Sohn), *Beilagen* (Gaslicht und elektrisches Licht, Schwammsystem, Cholera).

Ein Vergleich der vorliegenden dritten Auflage mit den frühern ergibt eine so gewaltige Veränderung, dass wir die „Vorposten“ beinahe nicht wieder erkennen. Von den siebzehn Hauptkapiteln blieben nur drei wenig verändert; sieben sind grossenteils, sieben ganz neu. Die enormen Fortschritte der Naturwissenschaften, insbesondere die weitgehenden hygieinischen Forschungen eines Pettenkofer, eines Koch und anderer, welche in die Zwischenzeit fallen, fanden allseitige Berücksichtigung und machten die zahlreichen Abweichungen von den frühern Auflagen nötig. Ziehe man aber aus dem Umstande, dass das ganze Gebäude auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage ruht, dass allen naturwidrigen Verkehrtheiten mit vollgiltigen Gründen der Wissenschaft zu Leibe gerückt wird, ja nicht etwa den Schluss, man habe es mit einem Buche zu tun, das lediglich für Gelehrte geschrieben sei und auch nur von diesen mit Nutzen gelesen werden könne. Der Verfasser hat es verstanden, Wissenschaftlichkeit und Volkstümlichkeit in äusserst geschickter Weise zu vereinen, so dass ihm ein jeder, der über gesunden Menschenverstand und eine gute Volksschulbildung verfügt, mit Leichtigkeit von Anfang bis zu Ende folgt. Die vorausgesetzten naturwissenschaftlichen Kenntnisse sind möglichst beschränkt, hinsichtlich Quantität und Qualität. Und wo es sich um die Erfassung schwieriger Vorgänge und Erscheinungen handelt, macht ein aus dem Leben des Lesers gegriffener geistreicher Vergleich die Sache mit einem Schlage klar. Die Verunreinigungen der freien Luft

werden mit Tinte verglichen, welche man flaschenweise in den Rheinfall giesst, geschlossene, schlecht gelüftete Räume mit kleinen Teichen, die von jenem Farbstoffe bald durchfärbt werden. Zur Veranschaulichung der kleinen Gefässe in der Lunge, welche die Luftbläschen umspinnen, dient das Seidengewebe eines Handschuhs, das den Finger umspinnt. Der unrichtige Wiederersatz der verbrauchten Stoffe des menschlichen Körpers hat mit den sinnstörenden Druckfehlern Aehnlichkeit etc. etc. Ebenso packenden Bildern begegnen wir beinahe auf jeder Seite, und sie alle sind nichts anders als die Verwirklichung des Apperzeptionsgesetzes, dass das Neue nur durch verwandtes Alte verstanden werden kann. Und einer solchen echt pädagogischen Vortragsweise sollte es nicht gelingen, Verhältnisse, von denen jedermann auf Schritt und Tritt umgeben ist, auch jedermann begreiflich zu machen?

Was den Erörterungen Dr. Sondereggers aber ausserdem das Publikum gewinnen und festhalten wird, ist das ungetrübte, reine Wohlwollen, welches der Verfasser in hohem Grade besitzt und in keiner Zeile seines Werkes verheimlichen kann. Aus jedem Worte spricht der edle Menschenfreund zu uns, und wir haben stets das Gefühl, dass wir uns seiner Führung ruhig überlassen dürfen, und dass wir wohl geborgen sein werden. Wie nötig es ist, dass die Lehre der Gesundheitspflege auch in die breiten Massen des Volkes und gerade in diese dringe, begreifen wir, wenn wir einsehen gelernt haben, wie niederschlagend schlimm es in dieser Beziehung allerorten noch steht. Wer mit den „Vorposten“ von Dr. Sonderegger genauer Bekanntschaft macht, kommt gar bald zu der Ueberzeugung, dass gegenwärtig hauptsächlich die untern Volksklassen in hygieinischer Hinsicht in einer wahren Kloake stecken, und dass es da der Belehrung dringend bedarf; denn mit der Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse geht die Heilung der sozialen und sittlichen Schäden Hand in Hand. Wie manche Klagen über unzureichende Lohnverhältnisse würden verstummen, wie sehr würden Laster und Verbrechen schwinden, wenn der Arbeiter einmal lernte, für sein sauer verdientes Geld die billigste und beste Nahrung sich zu verschaffen, durch konsequente Reinlichkeit in jeder Hinsicht (Körper, Wohnung, Kleidung, Wasser, Luft etc.) Aerzte und Apotheker sich zu Fremden zu machen! Und er *wird* es lernen, wenn er sich von Dr. Sonderegger belehren lässt. Hunderte von Vorurteilen und Irrtümern, durch alte Gewohnheit geheiligt, werden von ihm überzeugend zurückgewiesen, Gleichgültigkeit und Schlendrian, die in ihrem eigenen Schmutze sich am wohlsten fühlen, scharf gegeisselt.

Wird es aber einem von den Millionen von Arbeitern, die in durchaus gesundheitswidrigen Verhältnissen leben, auch einfallen, direkt zu Dr. Sonderegger in die Schule zu gehen? Machen wir uns keine Illusionen! Jedenfalls bedarf es für die meisten eines bequemeren Weges, ihre hygieinischen Kenntnisse zu korrigiren und zu erweitern und denselben entsprechend einen neuen Menschen anzuziehen. Dolmetscher, welche ihnen die Sache in den Mund schmieren, sind es, die sie wollen, und wenn sie einem so vorzüglichen Werke gegenüber bei vielen nicht einmal nötig wären. Und zu solchen Dolmetschern sind in erster Linie die Geistlichen und die Lehrer berufen. Sie haben die heilige Pflicht, sich auf diesem Gebiet bis ins Einzelne zu orientiren, und ich bin überzeugt, dass sie es an Hand eines bewährten Führers, wie ihn die „Vorposten“ bieten, mit Freuden tun. Dann kann es auch nicht ausbleiben, dass bei ihnen gar bald eintritt, was Dr. Sonderegger fordert: „Es kommt darauf an, dass alle Gebildeten, dass alle Ratgeber und Freunde ihrer Mitmenschen sich der gesundheitlichen Gesetze so bewusst werden, wie der ökonomischen und der sittlichen.“ Ist diese Stufe einmal erreicht, so wird jeder Geistliche und jeder Lehrer Tausende von Gelegenheiten finden, das Volk aufzuklären und seine Lage zu verbessern, sei es in öffentlichen Vorträgen, sei es im freien Verkehr im Anschluss an Krankheits- und Todesfälle, Epidemien, Zeitungsnachrichten u. dgl. m. Jeder Ort ist dazu geeignet, das Wirtshaus oft nicht am schlechtesten. Also ihr alle, die ihr Seelsorger und Volksbildner heisst, studirt die „Vorposten der Gesundheitspflege“ von Dr. Sonderegger; dann gelingt es euch leicht, eurem Namen Ehre zu machen. Der Verfasser wendet sich ausserdem in einem ganzen Kapitel speziell an die Lehrer. Lüftung der Schulzimmer, Reinlichkeit, Abtritte, Schulbänke, Wassertrinken, Ernährung, Gesundheitspflege des Gehirns und der Muskeln, Schulkrankheiten, alle diese Fragen erfahren einlässliche Erörterung. Dann vergesse der Lehrer ja nicht, dass er auch in der Volksschule selber, und befände sie sich im abgelegensten Erdenwinkel, eine ganze Menge hygieinischer Fragen sehr wohl als Lehrstoff behandeln

kann, und dass er es auch soll. Und auch dazu können ihm die „Vorposten“ nicht genug empfohlen werden, zumal wir noch keineswegs in allen Seminarien so weit sind, dass Hygieine gelehrt wird, wie Dr. Sonderegger es wünscht.

Unsere Rezension kommt etwas spät, da die vorliegende Auflage schon bald vergriffen ist; hoffen wir also, dass in kurzem eine vierte folge und reichliche Benutzung finde zum Heile der leidenden Menschheit. *P. C.*

Musik Class. u. modn. 2- u. 4hdg. Ouverturen, Lieder, Arien etc. 700 Nrn. **alische Universal-Bibliothek.** **Jede Nr. 20 Pf.** Neu revidirte Auflagen. Vorzgl. Stich u. Druck, starkes Papier. — Elegant ausgestattete **Albums** à 1.50, revidirt von Riemann, Jadassohn etc. — Gebundene Musik aller Editionen. — Humoristica. Verzeichn. gr. u. fr. von **Felix Siegel, Leipzig,** Dörrienstr. 1.

Soeben ist neu erschienen:

Schülerheft für Naturbeobachtung

von

G. Stucki, Schulinspektor, Bern.

Preis per Dutzend Fr. 3. 90, per Exemplar 35 Rp.

Verlag der Schulbuchhandlung W. Kaiser, Bern.

In **J. Hubers Verlag** in **Frauenfeld** ist soeben erschienen:

Praktisches Rechnen

für

Oberklassen von Mädchenschulen und weibliche Fortbildungsschulen.

200 Aufgaben

aus dem

Gebiete des Haushaltes und des Geschäftslebens

von

A. Oberholzer, Sekundarlehrer.

Des Verfassers Absicht ist, für die Mädchen an obern Klassen von Volks- und Fortbildungsschulen eine Sammlung von Aufgaben zu schaffen, welche für ihre künftige Lebensstellung von praktischer Bedeutung sind und daher ihr Interesse in Anspruch nehmen müssen.

Preis im Einzelbezug 50 Rp., bei Bezug von mindestens 25 Exemplaren 40 Rp.

Lehrern, welche für das Büchlein Verwendung zu haben glauben, sendet die Verlagshandlung gerne ein Exemplar mit Auflösungen gratis zu. Die an die Schüler abzugebenden Exemplare enthalten die Auflösungen nicht.

☛ **Der neue Jahrgang bringt wieder einen Aufsatz von Herrn Prof. Dr. Hilty in Bern über das Thema: „Gute Gewohnheiten.“ Derselbe wird, wie die bisherigen Beiträge des hochverehrten Verfassers, die Leser begeistern und einen starken erzieherischen Einfluss auf einen jeden von uns ausüben.**

Inhalt: Bitte. — Die ethischen Ideen verdeutlicht an klassischen Exempeln. — Ein neues Lehrerseminar. — Die Pädagogik auf unsern Universitäten im Wintersemester 1890/91. — *Nachrichten.* — *Rezensionen.* — *Inserate.*

J. HUBER'S BUCHDRUCKEREI, FRAUENFELD